

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Bericht über die 12. Versammlung des II. Vereinsjahres

Bericht über die 12. Versammlung des II. Vereinsjahres

Mittwoch, den 13. Dezember 1893

abends 7 $\frac{1}{2}$ Uhr,

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen
Ständehauses.

1. Der 2. Vorsitzende Stadtrat Friedel eröffnete die Sitzung indem er dem am 7. d. M. in Christiania unvermutet gestorbenen norwegischen Gelehrten Dr. Ingvald Undset einen ehrenden Nachruf widmete. Der im kräftigsten Mannesalter Abgeschiedene gehört zu den hervorragendsten zur Zeit lebenden Altertumsforschern und galt als einer der vorzüglichsten Sachkundigen des vorgeschichtlichen Deutschlands, darunter der Provinz Brandenburg. Seine ersten Studienreisen in Deutschland fallen in die Jahre 1876, 1879 und 1880. Im Jahre 1882 erschien sein epochenmachendes Werk: Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa, eine Studie in der vergleichenden vorhistorischen Archäologie, deutsch herausgegeben von Fräulein Johanna Mestorf, der gelehrten Direktorin des Kieler Altertümer-Museums. Undset hat sich zu diesem Hauptwerk seines Museums auf Studienreisen durch fast alle europäischen archäologischen Museen vorbereitet und konnte als der beste Kenner des hiesigen Königlichen und des Märkischen Museums im Auslande angesehen werden. Undset's Verlust ist vor der Hand unersetzbar. Sein genanntes Hauptwerk wurde vorgelegt und zirkulierte.

2. Die verlässliche Wegeführung im Grunewald, welche der hiesige Touristenklub für die Mark Brandenburg, nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten durch verbesserte Weisungstafeln eingeführt, wurde vom Vorsitzenden lobend anerkannt.

3. Hiernächst sprach Herr Friedel

zur Eulenspiegel-Legende mit besonderer Rücksicht auf Berlin und die Mark Brandenburg.

Der Vortragende ging von dem Grabstein des geschichtlichen Erzschalksnarren an der Kirche zu Mölln in Lauenburg aus, indem er glaubt, dessen Inschrift wie folgt, feststellen zu sollen: „Anno 1350 is düssen opgehaven, Tile Ulenspiegel ligt hir onder begraven.

Mercket wol vnd dencket dran: wat ik gewest si op erden al de hir voräwer gan, moten mi glick werden.“

Es ist dies ohne Zweifel der wirkliche Leichenstein, alle übrigen Mitteilungen, dass woanders der eigentliche Leichenstein läge, beruhen auf Irrtum und Verwechslung. Die Ähnlichkeit des Eulenspiegelsteins mit den Steinen der mittelalterlichen Beischläge wurde erörtert. Höchst altertümlich mutet es an, dass Till noch nach altgermanischer Sitte in einem Todtenbaum oder Einbaum und zwar aufrechtstehend beerdigt ward. Das Volksbuch von Till Eulenspiegel wurde ausführlich erörtert. Friedel erklärte sich gegen die Annahme, dass Thomas Murner der Verfasser sei, setzt vielmehr mit Karl Pannier und Wilhelm Scherer die Abfassung bereits ums Jahr 1500. Der Vortragende schilderte demnächst im einzelnen Eulenspiegels Streiche unter Ludwig dem Aelteren in Berlin, Frankfurt a. O., Brandenburg und Stendal. Es ist bezeichnend für die tiefere Auffassung der Eulenspiegelei in unserm Volksgeist, dass er den Till gerade wie seinen Seitenpart den gelahrten Dr. Faust einen Pakt mit dem Teufel schliessen, ausserdem aber auch zu Rom mit dem Papst Clemens VI. in Streit geraten lässt.

In dem märkischen Schalksnarren Hans Clauert, Bürger zu Trebbin, findet Eulenspiegel 200 Jahr später einen Nachfolger.

Der Vergleich mit dem tiefsinnigen Magister Faust, der seine Seele dem Teufel verschreibt und trotz aller Gelahrtheit von ihm geholt wird und daneben das parodistische Obsiegen des gesunden schlichten Volksverstandes bei Till gegenüber dem Höllenfürsten liegt zu nahe, um übersehen werden zu können. Faust und Eulenspiegel, der Magier und der Schalksnarr, sind die beiden sagenhaften Helden des Mittelalters, sie finden sich bei fast allen europäischen Nationen, wie sie denn wirklich einen kosmopolitischen Charakter, die beiden Pole des Menschenwesens zeigen; aber ihre eigentliche Heimat ist doch Deutschland, und sie sind die originellen Typen des deutschen Nationalcharakters oder, noch besser, dieser erweist sich als die rätselhafte Mischung beider. Sie sind, Faust und Eulenspiegel, so typisch für die germanische Volksseele, wie der Don Juan für die romanische und der Ahasverus für den jüdisch-semitischen Volksgeist.

Nach Anführung noch vieler kulturhistorischer Beziehungen der Eulenspiegel-Legende schliesst der Vortragende mit den Worten: Alle diese mannigfachen bedeutsamen Beziehungen lassen uns die Eulenspiegelei, die espièglerie ähnlich dem Reinecke Fuchs, als einen nicht unverächtlichen, vielmehr als einen sinnigen und recht bedeutsamen Faktor in der kulturgeschichtlichen Entwicklung des deutschen, insbesondere des nordgermanischen Volksgeistes erscheinen. —

Der durch mancherlei photographische Abbildungen unterstützte

Vortrag von dem wir nur einen kurzen Auszug geben, bildet das 3. Kapitel in einer „Wanderstudie: Mölln und Till Eulenspiegel“ welche zuvörderst in der hiesigen Zeitschrift „Der Bär“, demnächst, aber in einer eigenen Sonderausgabe seitens des Vortragenden veröffentlicht werden wird.

4. Herr Kustos Buchholz knüpft an die Vorlage von 36 rätselhaften Steinbeilagen aus Gräbern der mittleren und jüngeren Bronzezeit folgende Erläuterung:

In den Brandgräbern derjenigen mehr als 2500 Jahre zurückliegenden vorgeschichtlichen Periode, in welcher der Gebrauch und die Bearbeitung von Bronze schon sehr verbreitet, Eisen aber — wenigstens in unseren Marken — noch gar nicht bekannt war, unterscheiden wir zweierlei Gruppen von Gegenständen als sogenannte Beilagen: 1. die an dem Leichnam oder dessen Gewandung befindlich gewesenen feuerbeständigen, meist bronzenen Sachen, welche dann mit der Asche zusammen in die Urne gethan wurden. 2. die eigentlichen Beilagen, welche von den Leidtragenden bei der Beisetzung der Urne mit in das Grab gelegt wurden.

Von den ersteren haben Ihnen schon oft Proben vorgelegen; es waren vorzugsweise Nadeln zum Zusammenhalten des Gewandes oder des Haares, kleinere Schmuck- und Gebrauchs-Sachen, wie Schmelzperlen, Ringe, Messerchen und dergl.

Die zweite Gruppe bilden in der Hauptsache alle die verschiedenen kleineren, oft sehr zierlichen Thongefässe, die meistens dicht neben die Urne gesetzt sind und die wir als Beigefässe oder Thränenurnen bezeichnen. Bezüglich dieser Gefässe wird vielfach angenommen, dass sie mit einem Getränk für den Toten, sei es Wasser, sei es eine durch Gährung hergestellte geistige Flüssigkeit gefüllt waren, und dieser Ansicht stimme auch ich auf Grund zahlreicher Beobachtungen zu, trotz der Thatsache, dass derartige Gefässe mitunter umgekehrt in der Erde gefunden werden. Auch die so verschiedenartig gestalteten thönernen Kinderklappern, von welchen ich in der vorigen Versammlung eine Auslese vorlegte, reihen sich dieser zweiten Gruppe an und bei deren Vorlage sagte ich bereits, dass sie doch wohl kaum als Kinderspielzeug anzusehen sein würden, dass deren Beigabe wohl eher eine Symbolik zu Grunde liegen möchte und der Herr Vorsitzende sprach sich ebenfalls in diesem Sinne aus.

Zur Vervollständigung dieser Gruppe von Beilagen lege ich nun noch eine Auslese von Steinchen vor, die ebenfalls in denselben Gräbern als Beilagen gefunden sind und welche, da eine praktische Verwendung derselben gar nicht zu erdenken ist, auf den ersten Blick auch als Spielzeug erscheinen könnten.

Sie sind aus verschiedenem Steinmaterial mit grosser Regelmässigkeit

keit, zum Teil unter Benutzung der natürlichen Form, durch mühsames Abschleifen hergestellt. Eine Anzahl derselben hat die Form von Eiern, Nüssen oder geniessbaren Früchten; die meisten erinnern in dieser Beziehung an Kuchen, Brode, Klieben oder Klösse oder sonst an aus der Behandlung von Mehlteig mit der Hand oder beim Ausdrücken von Käse zwischen Zeug entstehende Formen. Diese Ähnlichkeiten haben in Forschungskreisen zu der Bezeichnung: „Eierstein“, „Käsestein“, „Brödchenstein“ geführt.

Oft sind sie auch noch mit sorgfältig eingeschliffenen Näpfchen, den sogenannten Kirchenmarken ähnlich, versehen und zwar in der Mitte jeder der beiden Hauptflächen: die peripherische Fläche, dann entweder eben, oder ein wenig gewölbt, oder auch mit einer tief ausgearbeiteten Furche versehen, so dass darin eine Schnur gezogen werden kann. Diese letzteren Steine hat man zwar als „Schleudersteine“, „Pivotsteine“, oder auch der Näpfchen wegen als „Feuerreibesteine“ deuten wollen, doch erscheinen beim tieferen praktischen Eingehen auf die betreffende Verwendung alle diese Deutungen auch die als Schnurscheibe (wie beim Flaschenzug) hinfällig.

Es bleibt deshalb nur übrig, auch diese genäpften und gefurchten Steinchen als Variationen der Käse-Kuchen oder Brödchen-Formen zu betrachten und ihnen ebenfalls, ebenso den mitunter auch in Gräbern vorkommenden, in der Form ähnlichen Hexenschüsselkernen, Echiniten und Schwalbensteinen, eine symbolische Bedeutung beizulegen.

Und diese symbolische Bedeutung kann nur aus den Formen zu schliessen sein.

Wenn der Glaube unserer heidnischen Vorfahren, wie vielfach berichtet wird, die Fortdauer des Menschen nach dem Tode, die Wanderung nach Walhalla u. s. w. einschloss, so kann es wohl auch Gebrauch gewesen sein, den Toten mit der nötigen Nahrung auf seinem langen und weiten Wege auszustatten. Ja wenn nicht schon aus sonstigen Quellen auf derartige Kultusgebräuche geschlossen werden könnte, so wären diese vielen Beigabefunde geeignet, uns auf die Annahme zu führen, dass damals unsere Vorfahren jener Sitte gehuldigt haben.

Die Leidtragenden setzten Gefässe mit Getränken in das Grab, sie legten auch Nahrungsmittel hinein, in den Formen, wie sie in der Wirtschaft üblich waren. Da sie aber wohl wussten, dass die organischen Nahrungssubstanzen in der Erde sehr bald vermoderten, so erscheint es erklärlich, dass sie im Laufe der Zeit auf Symbole kamen, die unvergänglich sind und deshalb auch noch nach vielen Jahren vom Toten mitgenommen werden konnten.

Und als Material für solche ewigen Speisesymbole bot sich der Stein, dessen sorgfältige Formung und Bearbeitung zu diesem Zweck die Pietät unserer Vorfahren erkennen lässt, bot sich auch der plastische

Thon, wenn es sich darum handelte, Geflügelnahrung oder klappernde Früchte zu symbolisieren.

Für alle diese Steinchen, Kinderklappern und dergl. finde ich, soweit bis jetzt die Beobachtungen reichen, keine bessere Erklärung, als dass sie die den Toten auf den Weg nach Walhalla mitgegebenen Speisen darstellen und bedeuten sollen, wie ich auch die Beigefässe nicht anders als Behälter der ebenfalls mit auf den Weg gegebenen Getränke ansehen kann, welche letzteren vom Erdreich aufgesogen oder verdunstet sind und nur dann noch eine geringe modrige Schicht an der Gefässwand zurückgelassen haben, wenn sie, wie Meth, Extraktivstoff enthielten. Es folgen hierunter die beiden nach diesen Mitteilungen gehaltenen Vorträge.

Die auf Befehl Friedrichs des Grossen durch Henkershand verbrannten Schriften

von Ferdinand Meyer.

Nach Einführung der neuen „Kaffee-Ordnung“ vom 21. Januar 1781 traf die Schärfe des Berliner Witzes nicht nur die „Kaffeeriecher“, sondern streifte auch die Person des Königs. Es ist bekannt, wie Friedrich der Grosse beim Anblick eines am Fürstenhause in der Kurstrasse befestigten und von der Menge unlagerten Pasquills, das ihn auf einem Kaffeesack sitzend und eine Kaffeemühle zwischen den Knien drehend darstellte, das geflügelte Wort sprach: „Hängt es doch niedriger!“

So der grosse König, wenn es seine Person anging. Scharf dagegen verfuhr er selbst gegen seinen Liebling Voltaire, als dieser die beissende Satyre „Histoire du Docteur Akakia“ gegen Maupertuis, den Präsidenten der Berliner Akademie der Wissenschaften und Mitglied derer zu Paris und Petersburg, im Druck hatte erscheinen lassen.

Wenn ich zuvörderst in aller Kürze den Lebenslauf des Letzteren schildere, so geschieht es mit Rücksicht darauf, dass jetzt zweihundert Jahre seit der Geburt des gelehrten Sonderlings verflossen sind, der 16 Jahre in Berlin zugebracht.

Pierre Louis Moreau de Maupertuis erblickte 1693, als der Sohn einer vornehmen Familie, zu St. Malo das Licht der Welt und bekundete schon in früher Jugend eine grosse Neigung zur Mathematik. Zwanzig Jahre alt, trat er bei den Mousquetaires (der prächtigen, altadligen Leibgarde Ludwigs XV.) ein, widmete aber seine freien Dienststunden fortgesetzt dem mathematischen Studium und quittierte dann der militairischen Laufbahn. Im Jahre 1735 übertrug ihm Ludwig XV., als nunmehrigem Mitgliede der Pariser Akademie der Wissenschaften,